

Zeitschrift: Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle
Band: 17 (1949)
Heft: 12

Artikel: Corydon
Autor: Gide, André
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-570191>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

CORYDON

Aus dem vierten Teil der „Sokratischen Dialoge“ von André Gide

Deutsch von Joachim Moras

Ich glaube, es gibt keine falschere und zugleich weiter verbreitete Auffassung als die, homosexuelle Neigung und Päderastie *) als das traurige Vorrecht weibischer Rassen, dekadenter Völker, ja sogar als etwas, das aus Asien zu uns gekommen sei, zu betrachten. Aus Asien kam vielmehr der weichliche ionische Stil, der die männliche dorische Architektur verdrängte; die Dekadenz Athens begann, als die Griechen aufhörten, das Gymnasion zu besuchen — wir wissen heute, was das zu bedeuten hat. Die Knabenliebe**) weicht der Heterosexualität. Es ist die Zeit, wo wir sie auch in der Kunst des Euripides triumphieren sehen, sie und ihre natürliche Ergänzung, den Weiberhaß.

— Was soll das hier auf einmal — ‚Weiberhaß‘?

— Das ist nun einmal nicht anders. Es ist eine Tatsache, und zwar eine sehr wichtige. Sie steht im Zusammenhang mit dem, was ich Ihnen eben zu bedenken gab.

— Was denn?

— Daß wir die Achtung vor der Frau und damit die herrlichen Frauen- und Mädchengestalten, wie sie sich in der Tragödie des Sophokles und im Drama Shakespeares finden, der Knabenliebe zu verdanken haben. Und wie die Knabenliebe gewöhnlich von Achtung vor der Frau begleitet ist, so sehen wir die Verehrung der Frau abnehmen, sobald sie in ausschließlicher Weise Gegenstand der Begierde wird. Das ist doch ganz natürlich — sehen Sie das nicht?

Und geben Sie doch auch zu, daß die Perioden der Knabenliebe, wenn ich so sagen darf, durchaus nicht Zeiten der Dekadenz sind. Ich glaube, es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich behaupte, daß im Gegenteil die Perioden großer Kunstblüte — die griechische zur Zeit des Perikles, die römische im Zeitalter des Augustus, die englische zur Zeit Shakespeares, die italienische zur Zeit der Renaissance, die französische in der Renaissance und dann unter Ludwig XIII., die persische zur Zeit des Hafis und so weiter auch Perioden gewesen sind, wo sich die Päderastie am offensichtlichsten, ich hätte beinahe gesagt am offiziellsten bekundete. Und fast möchte ich sogar behaupten, nur Perioden oder Gegenden ohne Knabenliebe sind Perioden oder Gegenden ohne Kunst.

— Glauben Sie nicht, daß Sie sich hier täuschen lassen, und erscheinen Ihnen diese Perioden vielleicht ganz einfach nur deshalb als besondere ‚Perioden der Knabenliebe‘, wie Sie sich ausdrücken, weil uns ihr besonderer Glanz veranlaßt, uns eingehender mit ihnen

*) Im griechischen, nicht im heutigen abschätzenden Sinne zu verstehen.

**) Wir lassen diesen Ausdruck stehen, obwohl es sich nach unserem Sprachgebrauch immer nur um Geschlechtsreife handeln kann.

zu befassen, und weil die Werke, denen sie ihren Ruhm verdanken, deutlicher und indiskreter von den Leidenschaften sprechen, die diese Epochen beherrschten?

— Da geben Sie mir ja endlich zu, was ich Ihnen anfangs sagte: nämlich, daß die Knabenliebe ziemlich allgemein verbreitet ist. Nun, ich sehe, sagte Corydon lächelnd, Sie haben doch immerhin Fortschritte gemacht. Ich habe auch gar nicht behauptet, daß es sich in diesen Blütezeiten um ein Zunehmen, sondern lediglich, daß es sich um ein Eingestehen und ein Bejahen handele. Aber vielleicht muß man doch, fügte er nach einem Augenblick hinzu, für kriegerische Perioden eine gewisse Zunahme annehmen. Ja, ich glaube wirklich, Perioden kriegerischer Erregtheit sind ihrem Wesen nach Perioden der Knabenliebe, wie man ja auch beobachtet, daß kriegerische Volksstämme besonders zu Homosexualität neigen.

Er zögerte einen Augenblick, ehe er mich unvermittelt fragte:

— Haben Sie sich noch nie die Frage vorgelegt, weshalb sich im ‚Code Napoléon‘ kein einziges Gesetz findet, dessen Sinn es wäre, der Päderastie Einhalt zu bieten?

— Vielleicht, antwortete ich betroffen, weil Napoleon dem keine Wichtigkeit beimaß oder weil er sich darauf verließ, daß unser instinktiver Widerwillen hier genügen würde.

— Vielleicht auch, weil solche Gesetze zunächst einmal verschiedene seiner besten Generäle in Verlegenheit gebracht hätten. Diese Neigung, ob nun sträflich oder nicht, ist alles andere als verweichlichend, ist der militärischen Veranlagung derart verwandt, daß ich für uns gezittert habe, gestehe ich Ihnen, als ich von den Aufsehen erregenden Prozessen in Deutschland hörte, die der Kaiser bei aller Wachsamkeit doch nicht hatte niederschlagen können; und schon vorher, damals als sich Krupp das Leben nahm. In Frankreich haben manche die Naivität besessen, dies als Anzeichen von Dekadenz zu deuten! — während ich im stillen dachte: hüten wir uns vor einem Volk, dessen Ausschweifung noch kriegerischen Charakters ist und das die Frau ganz ihrer Aufgabe überläßt, ihm gesunde Kinder zu schenken.

— Erlauben Sie mir, angesichts der beunruhigenden Geburtenabnahme in Frankreich der Auffassung zu sein, daß es heute kaum der Moment sein dürfte, die Triebe in die von Ihnen besprochene Richtung abzulenken (vorausgesetzt, daß man das überhaupt kann). Ihre These ist zum mindesten unzeitgemäß. Die Wiederbevölkerung...

— Ich bitte Sie — glauben Sie wirklich, daß auf all diese erotischen Reizungen hin viele Kinder zur Welt kommen werden? Glauben Sie, all diese Frauen, die zur Liebe bereit sind, werden auch bereit sein, sich eine Bürde aufladen zu lassen? Das meinen Sie ja nicht im Ernst!

Ich behaupte, die schamlosen Aufreizungen durch Bild, Theater, Variété und so manche Zeitungen laufen nur darauf hinaus, die Frau ihren Pflichten zu entziehen; nämlich einen ewigen Bettschatz aus ihr zu machen, der nicht mehr zur Mutterschaft bereit ist. Ich behaupte, daß dies eine ganz andere Gefahr für den Staat bedeutet, als selbst eine zügellose Ausschweifung nach der anderen Seite — und daß

diese Ausschweifung auch gar nicht eine derartige Verausgabung und Zügellosigkeit mit sich bringen kann.

— Haben Sie nicht den Eindruck, daß Sie sich hier von Ihrer eigenen Veranlagung und von Ihrem persönlichen Interesse etwas zu weit führen lassen?

— Und wenn das schon der Fall wäre! Nicht darauf kommt es an, ob ich ein Interesse habe, diese Sache zu vertreten oder nicht, sondern, ob sie es wert ist, daß man sie vertritt.

— So daß Sie die Knabenliebe nicht nur dulden, sondern darüber hinaus zu einer bürgerlichen Tugend machen wollen...

— Legen Sie mir doch keine Ungereimtheiten in den Mund. Die Begierde mag nun homosexueller oder heterosexueller Art sein, die Tugend besteht darin, sie zu beherrschen. Ich werde darauf gleich zu sprechen kommen. Aber ohne wie Lykurg (wenigstens nach dem Zeugnis Plutarchs) behaupten zu wollen, man könne nur dann ein wirklich rechtschaffener und der Republik nützlicher Bürger sein, wenn man einen Freund besitze, so behaupte ich doch, daß die Knabenliebe an sich für Ruhe und Ordnung der Gesellschaft und des Staates keineswegs unheilvoll ist — ganz im Gegenteil.

— Wollen Sie also leugnen, daß die Homosexualität oft mit gewissen geistigen Mängeln verbunden ist, wie mehr als einer Ihrer Kollegen behauptet? — Ich wende mich an Sie als Arzt.

— Wenn es Ihnen recht ist, wollen wir den Fall der Inversion beiseite lassen. Den Invertierten trage ich es nach, daß von schlecht unterrichteten Leuten die normalen Homosexuellen mit ihnen verwechselt werden. Und Sie verstehen hoffentlich, was ich mit ‚Inversion‘ meine. Schließlich hat auch die Heterosexualität ihre Fälle von Degeneration, Wahnsinn und Krankheit. Ich muß zugeben, daß man leider allzuoft bei den anderen...

— Die Sie die Kühnheit haben, normale Päderasten zu nennen.

— Ja..., daß man bei ihnen manchmal gewisse Charakterfehler beobachten kann, für die ich jedoch nur unsere allgemeinen moralischen Verhältnisse verantwortlich mache. Denn so ist es immer, wo ein natürlicher Trieb systematisch unterdrückt wird. Ja, unsere moralischen Verhältnisse laufen darauf hinaus, die homosexuelle Neigung zu einer Schule der Verstellung, der Bosheit und der Empörung gegen das Gesetz zu machen.

— Des Verbrechens, sagen Sie es nur ruhig.

— Natürlich, wenn Sie in der Sache selbst ein Verbrechen sehen. Aber das ist es ja gerade, was ich unserer Moral zum Vorwurf mache; genau so, wie ich für dreiviertel aller Abtreibungen die Entehrung verantwortlich mache, mit der man das schwangere Mädchen brandmarkt.

— Ich erlaube Ihnen sogar, viel allgemeiner diese guten Sitten zum Teil für den Geburtenrückgang verantwortlich zu machen.

— Wissen Sie, wie Balzac die guten Sitten nannte? — ‚Die Heuchelei der Nationen‘. Es ist wirklich verblüffend, wie sehr man in solchen ernsten und dringenden, in solchen nationalen Lebensfragen das Wort der Sache, den Schein der Wirklichkeit vorzieht, und wie leicht man die Substanz der schönen Auslage opfert...

— Wogegen gehen Sie denn jetzt an?

— Oh, ich denke nicht mehr an die Päderastie — aber sehr an die Entvölkerung Frankreichs. Doch das würde uns zu weit führen . . .

Um auf unser Thema zurückzukommen — seien Sie überzeugt, daß es innerhalb der Gesellschaft, und zwar in Ihrer Umgebung und in Ihrem engsten Kreise, Leute genug gibt, die Sie durchaus hochschätzen und die doch nicht weniger homosexuell sind als Epaminondas oder ich selbst. Erwarten Sie nicht, daß ich irgendwelche Namen nenne. Man hat hier ja immer gute Gründe sich zu verstecken. Und wenn man einmal jemanden in dieser Hinsicht in Verdacht hat, so tut man lieber, als ob man von nichts wüßte, und geht auf dieses scheinheilige Spiel ein. Der übertriebene Abscheu, den ihr für diese Sache selbst an den Tag legt, ist ja sogar ein Schutz für den Delinquenten, ähnlich wie es bei übertriebenen Gesetzesmaßnahmen der Fall ist, für die schon Montesquieu zu dem Schluß kam: ‚Die Grausamkeit der Gesetze verhindert ihre Vollstreckung. Bei übermäßiger Strafe ist man oft gezwungen, der Straflosigkeit den Vorzug zu geben.‘

— Worüber beklagen Sie sich dann also?

— Ueber die Heuchelei. Ueber die Lüge. Ueber das Mißverständnis. Und daß ihr dem Homosexuellen eine Art Schmugglerrolle aufzwingt.

— Kurz und gut, Sie möchten wieder die griechischen Sitten einführen.

— Wollten die Götter, daß es möglich wäre! — zum besten des Staates.

— Da hat Gott sei Dank das Christentum gute Arbeit geleistet, hat all das weggefegt und geläutert, geweiht, verklärt, indem es die Stellung der Familie stärkte, indem es die Ehe heiligte und im übrigen Keuschheit predigte — da sollen Sie mir doch einmal kommen.

— Wenn Sie mir nicht ganz schlecht zugehört haben, müssen Sie doch verstanden haben, daß ich in meiner Auffassung keinem Gedanken gegen die Ehe, nichts Keuschheitsfeindlichem Raum gebe. Ich könnte mit Malthus sagen: ‚Ich wäre untröstlich, wenn ich irgend etwas ausspräche, was mittelbar oder unmittelbar in einem tugend-schädlichen Sinne ausgelegt werden könnte.‘ Ich stelle nicht Knabenliebe und Keuschheit gegenüber, sondern eine Form der Begierde, ob nun befriedigt oder nicht, einer anderen. Und ich behaupte ja gerade, daß der Frieden der Ehe, die Ehre der Frau, die Achtung vor dem Heim, die Gesundheit der Eheleute bei der griechischen Moral gesicherter waren als bei der unsrigen, und daß ebenso die Ideale der Keuschheit und Tugend in würdiger Weise gelehrt und natürlicher verwirklicht wurden. Meinen Sie, es sei dem heiligen Augustin schwerer geworden, seine Seele zu Gott zu erheben, weil er sein Herz zuvor einem Freunde geschenkt hatte, den er liebte, wie er nie eine Frau geliebt hatte? Denken Sie wirklich, daß die von der Knabenliebe beeinflusste Erziehung in der Antike die Kinder mehr zur Ausschweifung erzog, als es die heterosexuelle bei unseren Schülern von heute tut? Ich glaube, ein Freund, selbst im griechischsten Sinne des Wortes, ist ein besserer Berater für einen Jüngling als eine

Geliebte. Ich glaube, die zärtliche Erziehung zum Beispiel, die Madame de Warens dem jungen Jean-Jacques geben konnte, ist unvergleichlich unheilvoller für ihn gewesen, als es irgendeine spartanische oder thebanische Erziehung hätte sein können. Ja, ich glaube, Jean-Jacques wäre nicht so verdorben und sogar etwas — männlicher Frauen gegenüber geworden, wenn er es mit dem Beispiel der Helden des Plutarch, die er doch so sehr bewunderte, etwas genauer genommen hätte.

Noch einmal, ich stelle der Keuschheit nicht die Ausschweifung gegenüber, welcher Art sie auch sein mag, sondern vielmehr eine Unkeuschheit einer anderen Art; und ich zweifle, ob der junge Mann beim Eintritt in die Ehe verdorbener sein kann als mancher unserer heutigen jungen Heterosexuellen.

Ich behaupte, wenn sich der Jüngling in ein Mädchen verliebt und wenn diese Liebe tief ist, so ist es möglich und wahrscheinlich, daß diese Liebe auch keusch ist und nicht sogleich von Sinnlichem durchkreuzt wird. Victor Hugo das das ganz richtig empfunden, wenn er uns in seinen ‚Misérables‘ so überzeugend schildert, wie Marius lieber zu einer Dirne gegangen wäre, als daß er nur mit dem Blick den Saum von Cosettes Rock gelüftet hätte; und ebenso Fielding, wenn er in seinem herrlichen ‚Tom Jones‘ sich seinen Helden um so heftiger auf die Schenk mädchen stürzen läßt, je größer seine Liebe zu Sophie ist; und das ist es auch in Laclos' unvergleichlichem Buche, was die Merteuil sich zunutze macht, wenn der junge Dancenis sich in die kleine Volange verliebt. Aber ich füge hinzu, daß es im Hinblick auf die Ehe für jeden besser wäre, wenn seine vorläufige sinnliche Betätigung von anderer Art wäre, und daß das auch weniger gefährlich sein würde.

Und schließlich behaupte ich noch, wenn Sie es mir erlauben wollen, Liebe gegen Liebe zu stellen, daß die leidenschaftliche Zuneigung eines älteren Freundes oder eines Gleichaltrigen ebensooft der Selbstverleugnung fähig ist wie irgendein Verhältnis zu einer Frau. Dafür hat es viele Beispiele gegeben, und sogar berühmte. Aber hier macht ihr es gern wie Bazalgette in seiner Whitman-Uebersetzung und ersetzt das Wort ‚Liebe‘, wie es der wahre Text und die Wirklichkeit aufgeben, durch das ungefährliche Wort ‚Freundschaft‘. Ich behaupte, daß diese Liebe, wenn sie echt ist, nach Keuschheit streben wird — selbstverständlich nur, wenn sie in sich die Sinnlichkeit aufhebt, was bloßer Freundschaft nie gelingt —, und daß sie für den Knaben der größte Ansporn zu Mut, Arbeit und Tüchtigkeit sein kann.

Ich behaupte ferner, daß ein Aelterer um die Nöte eines Jünglings besser Bescheid weiß, als es einer Frau, selbst einer in der Kunst der Liebe erfahrenen, je möglich wäre; ich kenne wahrhaftig manchen allzu einsiedlerischen Jungen, für den meiner Meinung nach eine Verbindung dieser Art das sicherste Heilmittel wäre.

‚Ich habe beobachtet, daß man zwischen dreizehn und zweiundzwanzig den Wunsch hatte, ein Mädchen, und zwar ein schönes Mädchen zu sein — und sich von diesem Alter an wünschte, ein Mann zu werden‘, sagt La Bruyère (Ueber die Frauen, § 3) —, womit er

meiner Meinung nach den Zeitpunkt etwas spät ansetzt, an dem sich die heterosexuelle Richtung des Jünglings stärker ausprägt. Bis dahin ist sein Verlangen schwankend und bleibt dem Zufall der Vorbilder, Weisungen und Herausforderungen der Umwelt unterworfen. Er liebt auf gut Glück; er ist noch unerfahren und löst ungefähr bis zum Alter von achtzehn Jahren eher Liebe aus, als daß er selbst zu lieben vermöchte.

Wenn sich in der Zeit, wo er dieser ‚molliter juvenis‘ ist, von dem Plinius spricht, mehr begehrenswert und begehrt als selbst begehrend, ein Aelterer in ihn verliebt, so denke ich, wie man zu der noch gar nicht so lange vergangenen Zeit jener Zivilisation dachte, von der Sie eben nur den äußeren Schein bewundern wollen, und meine, daß sich ihm nichts Besseres, nichts Günstigeres bieten kann als ein solcher Liebhaber. Daß ihn dieser Liebende eifersüchtig umgeben und über ihn wachen und, durch diese Liebe selbst gesteigert und geläutert, ihn zu jenen lichten Höhen führen wird, zu denen man sich nicht ohne Liebe erhebt. Und daß es für diesen Jüngling im Gegenteil ein Unglück bedeuten kann, in die Hände einer Frau zu fallen — man kennt ja leider genug solcher Fälle. Aber da der Jüngling in diesem allzu zarten Alter nur einen recht mittelmäßigen Liebhaber abgeben könnte, so ist es ja zum Glück nicht wahrscheinlich, daß sich so bald eine Frau in ihn verlieben wird.

Die Jahre von dreizehn bis zweiundzwanzig (um bei dem von La Bruyère angenommenen Alter zu bleiben) sind für die Griechen die Zeit der kameradschaftlichen Liebe, der gemeinsamen Begeisterung, des edelsten Wetteifers. Dann erst, ihrem Wunsche nach, ‚möchte der Jüngling ein Mann werden‘, das heißt: denkt er an Frauen — und das heißt: an die Ehe.

Ich hatte ihn sich gehörig ausreden lassen und mich wohl gehütet, ihn zu unterbrechen. Als er nun fertig war, wartete er eine ganze Weile darauf, daß ich ihm widerspräche. Aber ohne mehr als Lebewohl zu sagen, nahm ich meinen Hut und ging fort, in der festen Ueberzeugung, daß auf manche Behauptungen ein ordentliches Schweigen eine bessere Antwort ist als alles, was man etwa sagen könnte.

Der gleichgeschlechtliche Eros bei André Gide

Von Klaus Mann

Es kann keine Frage sein, daß Gides erotische Neigungen und Erfahrungen den bedeutendsten Einfluß auf seine geistige Entwicklung hatten. Die vitale Rolle, die das Geschlecht in allen Sphären des menschlichen Dramas spielt, ist auch für den offensichtlich, der die Freudsche Lehre vom absoluten und alleinigen Primat des Sexuellen nicht ohne Vorbehalt akzeptieren kann. Uebrigens war es